

Zum 23. September 1891.

führen, alles mit Stroh bewickelt. Zwei Frauenzimmer mit meterhohen Strohmützen halten das Ungeheuer an Strohflecken im Gleichgewicht. Von der Spitze des Banners und von den Enden des Cuernhüdes flattern die Fahnen, frisch gewaschene Tischtücher, an dem Cuernhüde aber, an den Leinen und an den Stange hängen und klümmen im bunten Durcheinander Wachslichter, Pfeffer und Gabel, Pfefferkörner, halbschüssige Aufgüsse, halbschüssige Pfefferkörner, halbschüssige Aufgüsse, überhaupt alles, was der Reiferheit einbreiten kann. Und hinter dem Banner marschirt die Reitere. Unter Gelang von Soldatenliedern marschieren sie ihm Lager umher, und wo sie auf einen Offizier stoßen, reitet der Kommandeur heran, salutirt sein Dolchsichert und melbet ganz ernsthaft: „Die Reitere zum Vöfelgebirg zur Stelle!“ Endlich ist der Zug an dem offnen Grabe angekommen. „Salt! Sept ab! formandirt der Aufzieder, und nun laßt uns das Grablieb singen. Aus hunderten von Stellen klingt nun das Reiterlied: „Auf, auf ihr Grenadiere, nachhauite geht mir jetzt.“ — Es ist lustig, jeder der Säger hat drei, mindestens zwei Jahre lang die Zeit herbeigeführt, wo er, wie der Indianer sein Kriegsbeil, seinen Helm begraben kann, und nun sie an dem offnen Grabe stehen, ättert hoch die Wehmuth durch den fröhlichen Gesang und mancher der Säger sucht, mit schmerzlichen Zug um den Mund, seinen Wöfel an dem Banner und nimmt stillen Abschied von ihm. — Wenn das Lied endet, spricht der Commandeur die Grabrede: „Reiterleute! Wir wollen hier untern Vöfel begraben. Das heißt, wir werden nachdem wir drei Jahre dem Kaiser gedient, in das Grab-Graben zurücktreten und mancher von uns werden nun wieder mit silbernen, manche wohl auch mit höhleren Pfeifen eisen. Aber der Dienst des Kaisers ist mit diesem Begräbniß noch nicht zu Ende, und wenn er uns ruft, dann sind wir wieder da, und es wird sich dann für uns schon ein Reiter- oder Landwehrpöfel finden. Euch aber, ihr Reiterpöfel, euch betten wir in den Schoß der süßen Erde. Ihr habt jeder einen Mann, damit aber drei Generationen gedient; ihr habt dem Meisterten, dem Hauptmann (Grenadier im zweiten Jahr) und den Reiterleuten den Giebel-Erhaltungszertifikat zugesührt, ihr habt in den drei Jahren einen weiten Weg gemacht, und wir wollen euch die Hüfte zäumen. Weggen aber wird auch die Reitere nicht. Die Reitere hoch!“ Und wie das Hoch verhallt, senkt sich das Banner nieder, alles was daran hängt, wird abgeholt, in das Grab geworfen und dies unter Gelang zugehaucht. Das Banner selbst aber wie der mit Patronen gepöfelte Strohmann, werden in eins der inzwischen angezündeten Lagerfeuer geworfen, wo sie knackernd in Feuer aufgehen.

* **Wie die medicinische Universität Philadelphia** in den sechziger Jahren ausah, zu einer Zeit, als sie schon fast einer Reihe von Jahren die neue Welt mit diplomierten Ärzten beglückte. Ichbert C. D. Hogg in der von ihm herausgegebenen „Bibliothek des Summers“ folgendermaßen: Das Universitätsgebäude bestand aus einem mächtig großen Hause von dreißig Fuß front und drei Stockwerken. Das erste Stock enthielt drei oder vier Zimmerchen, in denen nur altes Gerimmel als Möblirung sich befand; die armenigen Tische und Stühle, die dort herumstanden, waren mit einer so tiefen Kruste von Staub und Schmutz bedekt, daß eine tüchtige Hausfrau Wochen dazu gebraucht hätte, um sie zu entfernen. Nach hinten zu befand sich ein kleines anatomisches Museum, das in einer wunderbaren Sammlung zahlloser Scheußlichkeiten bestand. Ein ganz kleines Kind befand sich darunter in einer Spinnwebhülle, das künstlich bezerrte Gesichtszüge besaß. Unter versteinerten Gipsfiguren befanden sich „Eve“, „Venus“ und „Mars“; dazu einige Wachsmodelle und dürftige, schlechtverzeichnete Skelette — die ganze Stube roch nach Unbildung und Gemeinheit und erinnerte stark an die jämmerlichen Museen, mit denen Panoramabesitzer von Stadt zu Stadt ziehen. Herr Prof. Buchanan hatte sein Sprechzimmer in demselben Stock; er war dreißigjähriger und unterließ und hatte einen scheuen Blick. Wie ein Fleischergeßelle im Sonntagstaat trat er auf; mit seiner schmutzigen Wäsche, seinem ungekämmten Haar und den wohl lange nicht gereinigten Fingerringen wackte er vornehmlich zu dem ganzen Publikum. Er war aber nicht der einzige Repräsentant der Universität; auf der Liste standen noch viele Namen mit Titeln und Würden. Alle waren, wie der Prophet betagte, hervorragende Ärzte und Lehrer. In Wirklichkeit gehörten viele von ihnen gar nicht, die übrigen waren Barbier, Hülfsärzte und Droguisten, die sich gegenständig den Doktors- und Professors-Titel beigelegt hatten. Die Lage der Universität, hieß es ferner in der Anpreisung, ist unübertrefflich, das Gebäude kann 300 Studenten fassen. Es war 1/212 Uhr vormittags, als ich diese Werke amerikanischer Universitäten besuchte, aber kein Student war zu sehen. Die Gegen war öde, die umliegenden Häuser schienen verlassen zu sein. Ich zweifle nicht, daß Herr Prof. Buchanan ein Duzend Studenten und aus eilfzig Professoren zusammengezogen hätte, wäre mein Besuch ihm vorher gemeldet worden. Ich zweifle seit dieser Besichtigung überhaupt nicht mehr an irgend etwas, das von dieser Universität verübt werden könnte. Zweifellos existierten

wirklich einige Studenten, aber sie werden sich nicht die Mühe geben, ein solches Institut zu besuchen; sie verlebten wahrcheinlich ein paar Jahre Herlichkeit und in Freunden in Philadelphia. Und nach Ablauf der Studienzeit lehren sie mit einem glänzenden Diplom zur Freude ihrer Eltern heim und beginnen dann dem geschäftlich autoritativen, oft langweiligen, aber sicheren Markt ihrer Vaterländischen. Zwar wurde diese Universität später, da der Skandal so groß wurde, aufgehoben; aber mehrere von den „Professoren“, den Buchanan's und Bowlsby's, gingen nach Kanada mit einem Stoß gedruckter „Diplome“ und lebten von dort aus das Geschäft fort. Einer ging nach Newfoundland und verkaufte dortortittel weiter, einer nach Jersey oder Guernsey. Und wie viele andere „colleges“ geht es, die Mehrtheil in Amerika leiteteten und noch heute leiten. Auch in der Newyorker medizinischen Universität sind sonderbare Zustände vorherrschend. Die Studienzeit ist auf vier Semester, zwei Jahre bemessen. In zwei Jahren wird jeder zum praktischen Arzte getempelt, der nicht gerade absehend dumm ist. Ich schied einmal einem jungen Manne, der gern Doktor werden wollte, eine lateinische Abhandlung so spatis, um zu sehen, wie weit die Nachlässigkeit und die Unbildung der Herren Professoren ginge. Der Aufsatz war geradezu unimfähig, denn ich wußte nichts „so spatis“ aber ich wählte sehr krauses Latein und erreichte dadurch meinen Zweck. Die Professoren verstanden das nicht, und der fräuliche junge Mann promovirte auf Grund dieser Abhandlung mit Glor.

* **Um die Welt in 43 Tagen.** Die sechzigjährigen Tage, so schreibt Georg Kuratoff dem N. Tagbl. aus New-York, verleben in den Annalen des Weltverkehrs und Schnellverkehrs einen rothen Strich. Zwischen dem 28. Aug. und dem Tagesanbruch am 2. Sept. ist durch ein praktisches Experiment bewiesen worden, daß ein leichter Eisenbahnzug den nordamerikanischen Kontinent in wenig mehr als drei Tagen durchqueren und daß dadurch die Postzeit zwischen Yokohama und London bei sonst regulären Anschlüssen von 31 auf 21 Tage abgekürzt werden kann. Die zwölf Postkisten, mit denen der erste Versuch gemacht worden ist und welche jedoch noch auf einem der „Wahnhunde des Oceans“ die Atlantik's trauzten, werden sogar aller Voraussicht nach in knappen zwanzig Tagen um den halben Globus herum — man möchte sagen gewirbelt werden. Seit der „Zunam-Dampfer „City of New-York“ nämlich nur seine gewöhnliche und schon vielfach unterbotene Fahrzeit von sechs Tagen ein, dann wird die Post, welche Yokohama am 19. Aug. gegen Mittag verließ, am 8. Sept. morgens in Liverpool eintreffen und kann gegen Mittag in London sein. Geht nun, dort fände sich sofort Anschluß über Calais und Brindisi und an einen „inbisch-österreichischen Dampfer und dieser hieße nur seine gewöhnlichen Verbindungen ein, dann könnten die betreffenden Postkisten denn eine Perion würde die Strapazen wohl kaum aushalten — nach folgendem Fahrplan um die ganze Erde befördert werden:

Von	Nach	engl. Meilen	Tage
Von Yokohama	nach Vancouver	4324	10
„ Vancouver	„ New-York	3183	4
„ New-York	„ London (rumb)	3150	6
„ London	„ Brindisi	1450	2
„ Port Said	„ Port Said		2 1/2
„ Yden	„ Yden		3 1/2
„ Colombo	„ Colombo	ca. 12000	5
„ Singapore	„ Singapore		3
„ Hongkong	„ Hongkong		4
„ Yokohama	„ Yokohama		4

oder die sog. „Reise um die Welt“ in 43 Tagen über einen Gürtel von rund 24,000 englischen Meilen machen. Wo bleiben also Phineas Hogg und die Phantastie Jules Verne's? Schon der internationale Sommer-Jahrplan für das Jahr 1892 mag sie hinter sich lassen wie Träume aus längstvergangenen Zeiten.

Vor dem Vertrag von San Stefano. Ein früherer Diplomat, welcher lange in der Türkei gelebt hat, hat dem Wiener Berichterstatter des „Standard“ folgendes erzählt: Die Russen haben schon 1878 in San Stefano, Nichts hätte ihren Einmarsch in Konstantinopel hindern können, außer die Furcht vor einem Kriege mit England und Oesterreich. In Anbänd verhandelte noch mit den Mächten, als plötzlich die verübte Nachricht eintraf, der Sultan wolle fliehen, ein Schiff sei schon mit seinen Schätzen beladen und würde in derselben Nacht nach Brussa segeln. Alle ihre Siege hätten nichts gebracht, wenn niemand da war, mit dem sie Frieden schließen konnten. In ihrer Verlegenheit schickten die Russen zu Metem Khan, dem persischen Gesandten in Konstantinopel, und versprachen ihm alles Mögliche, wenn er Abdul Hamid veranlassen könnte, zu fliehen. Metem Khan begab sich in derselben Nacht in den Palast, wo er alles zur Abreise bereit fand. Er bot sich selbst als Geisel an, daß die Russen nicht in Konstantinopel einrücken würden. Der Sultan blieb und General Ignatjew war imstande, den Vertrag von San Stefano abzuschließen.

Am Rheinstrom, bei Germania's Siegeszeichen,
Da heßt im Bergwald sich ein Sturmgebräu:
Das weht und weht im Herbstschmuck der Eichen
Und mozt und wallt ins deutsche Land hinaus!
Wie Geistesgruß, bald stolz im Jubelton,
Bald küstend, hart wie leiser Orangelang,
So pflanzt sich's rauchend fort von Kron' zu Krone,
Ein Rufmestich von Lieb- und Siegeslofne
Des Vaterlandes Gau'n entlang.

Und einen Namen hör' ich fortgeschwungen,
Ein Name braust entlang der Eichen Chor,
Der, einst vor hundert Jahren frisch erklingen,
Von süßem Jugendlange nicht verlor:
Des Sängers Name, der, uns allen theuer:
Im Lieb der Freiheit Banner einst entrollt
Und tobekühn in jugendlichem Feuer
Dem Vaterland im Strauß, mit Schwert und Bezer,
Des Herzens wärmteste Blut gestollt.

Die weiß zu rauchen von des Knaben Spielen,
Den früh die Mute hoch aus Herz gedrückt
Und dem auf's Haupt der Gottheit Strophen fielen,
Die einst aus Seheraugen hell gelüht.
Die raunt von led durchschwärmten Wurfhennächten,
Indes es frisch durch jene singt und klingt
Wie ein „Glückauf!“ aus bunten Felsenhächten,
Wo sich der Knapp' im Kampf mit tücht'gen Mächten
Tief in die Nacht der Berge dringt.

Und lauter schallt es von der Donau Borden,
Und mächtiger und stolzer braust's daher,
Von Sturm der Leidenschaft, von widerem Morden,
Von alter, ewig neuer Liebesmar!
Dazwischen kichert es wie Wäldchenfosen,
Bald hör't's wie Schwalls- und Wadelschlag sich an,
Bald hör't's wie in Allen und Rosen,
Dann wieder kraftvoll ruff's durch Wäldchenfosen:
„Sie Brinn!“ und „Sie Soltman!“

Und dann auf einmal tausendstimmig faust es
Von Welt zur Welt durch den Eichenwald,
Da rollt es und da großt es, schnell und braust es,
Wie Männerchor durch Meereswoogen hallt!
Kanonen donnern, Kriegstrompeten schmettern,
„Der Freiheit eine Fafel!“ tönt das Lied
Und ährt und jubelt wie aus Schlachtenwettern,
Ein Lieb von heil'gen Hermannslandverretern,
Von einem neuen Winklerieb.

Und hohe, ew'ge Worte klingen wieder,
Nacht, Eitte, Treue, Glauben, Vaterland!
Hier schallt's wie Hachejchur von Jobten nieder
Und dort: „Uns Feld!“ Die Wächle von der Wand!
Dem Herrn die Ehr! Deutliches Volk, erwacht!
Dem Waben hinterem Ofen Flug und Spott!
Soll braust der Ruf von der „gerechten Sache“,
Und feierlich als Lösungswort der Rache:
„Dui!“ tönt es und: „Mit Gott!“

Und durch den Saafenwald herauf, herunter,
Sei! Wie das pfeift und schwirrt und hücht und gell!
Wie Wustschall dröhnt es, Höner blauen munter,
Indes Gewitterstöße die Nacht erschallt.
Die Wöste wieder und die Wächlen knallen,
Von Ritens Fort bis wo die Klippe ragt,
Um die des Rheines Rütben schäumen drallen,
Rach durch des Eichenhaines düst're Hallen
Stürmt Lützow's wildverweg'ne Raab.

Da plötzlich schweigt das Rauchen und das Brausen,
Nur einam fern in Mettenberger Markt
Beugt das Raub mit stillen, sanftem Saufen
Ein hoher Eichenbaum moosbedekt und stark.
Und aus der bunten Masse, d'rin er achte,
Steigt auf der Geist des Heiden hehr und traut,
Im Arme Schwert und Bezer roth von Blute,
Und singt wie einst in frohem Todesmuth
Sein Schwertlied von der Eichenraut.

Und wie mit mar'gem Schlag der Säger endet,
Da schlägt Germania flirrend an den Schild;
Den Blick in ferne Weidenzeit genendet
Grüßt sie vom Rhein herüber hold und mild:
„Heil Dir, mein Feld!“ Du Treuefester der Treuen,
Du meiner Freiheit Herold kühn und frank!
Laß heute mit mir Fürtz und Volk erneuen
Und Dir aufs Grab im Grün der Eiche streuen
Des Vaterlandes alten Dant!

Verheißend winkten dir der Myrte Zweige,
Der Lorbeer wuch sich um dein junges Haupt;
Du warst sie von dir für ein Blatt der Eiche,
Weil du an deines Volkes Stern geglaubt.
Du riffest dich aus weichen Weidenstetten
Und wähltest dir das Vaterland zur Braut,
Uns fremden Henterscheitern es zu retten,
Im Werben drum dein Leben zu verwetten,
Bis dich der Tod ihm angetraut.

Seu! steh' ich frei und stolz am freien Rheine
Nachherlicher als je dein Herz gesuht;
Doch keine Brunt schlingt glühender denn deine,
Kein Arm hat stürmsicher mich den Fied abgeholt.
Manch Fied erscholl mir, unter den Gyressen
Sank hin nach dir manch edles Heidenbild;
Doch kann ich nie des Geistes vergeffen,
Der siegend lang und stark, da ich gelesien
Im Wittwenkleider gramumhüllt.

Und wenn dereinst im letzten Kampfsreigen
Abdeutschland um der Güter höchstes sicht,
Dann will ich Eöhnen dich und Enteln zeigen
Mit eichumlauder Eitru, verklärt und licht.
Dann soll dein Geist voran den Schpaeren reiten,
Dann soll die Bezer klingen und das Schwert;
Dann sollst du sein ein Heuge hehrer Zeiten,
Gleich wie ein Strohenbild des Himmels leiten
Zum freud'gen Tod für Thron und Herd.“

Germania spricht's, und um das Siegeszeichen
Von neuem heßt dich ein Sturmgebräu:
Das weht und weht im Herbstschmuck der Eichen
Und mozt und wallt ins deutsche Land hinaus.
Wie Geistesgruß, bald stolz im Jubelton,
Bald küstend, leise klangend, ernt und hehr,
So pflanzt sich's rauchend fort von Kron' zu Krone,
Ein Lied zum Ruhme seinem treuen Sohne
Von Land zu Land, von Meer zu Meer.

Und uns, die froh deu' seiner Feldentugend,
Wie er's erieht, den Kranz der Eiche weid'n,
Treu eingeudet des Lieblings unsrer Jugend:
Lobt uns der Mutter würd'ge Kinder sein!
Noch steh'n wir fest in stolzer Wäldchenfosen!
O daß, wenn schwarz die Wetterwolke naht,
Sein Feuergeißel uns küßt die Seele schwellen
Und opfermüthig, sieghaft sich stelle
Zum Heidenlieb die Heidenha!

Wilhelm Thon.

Für die Redaction verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



Willenlos.

Roman von F. Halbherr.

Neben Gräfin Beatrice bildete Agnes v. Bartenstein in ihrer reizenden Frische und Heiterkeit eine unumwundene Anziehungskraft, ganz besonders für die beiden Aesoren, die jetzt nicht genug des Lobes für die Häuslichkeit in Königsborn hatten.

„Bringen Sie mir Ihre liebe Frau einmal mit!“ hatte Beatrice den Medizinalrath gebeten, und die alte Dame, welche richtig auch das nächste mal mittam, war entzückt von den beiden jungen Damen.

In die großen Urnuben hinein kamen die von Beatrice heruntren Aesre und damit legte sich noch einmal der finstere Schatten, der so lange den Himmel für sie verunkelt, über sie und über die Hausgenossen. In stundenlangem Unterredung hatte die Gräfin ihnen darzulegen, wie alles gekommen und daß nur die Furcht vor den Anzeichen ihres Gatten, des Grafen Vayos, sie bewegen, Heiners Rath zu befolgen. Sie that es klar, beizumien und ohne Widerprache.

„Aber wo waren diese sie so ängstlichen Briefe? Die Herren wünschten dieselben zu sehen. Geschloßen! Geschloßen mit den Tagedeckeln.“

„Und wohin hatte sie die Gelder adressiren müssen, welche Graf Vayos forderte?“

„Nimmer nach verschiedenen Postanstalten unter verschiedenen Adressen.“

„Und die Postkassette?“
Sie hatte dieselben nie aufgeschloßen; vielleicht mochte einer der andern zwischen den Briefen gelegen haben; sie besaß keinen einzigen mehr. Und dann! Das war entscheidend, hatte sie die ersten dieser Briefe bekommen, ehe Heiners ihr bekannt wurde.

Nun, diesen Dingen nachzuforschen, war nicht die Sache der Aesre; diese beobachteten und befragten die Dienerschaft. Außer Agathe hatte nicht einer etwas zu sagen, was die Gräfin belästete. Diese allein gab antworten und klar ihr Urtheil dahin ab, daß die Gräfin seitwiese unzurechnungsfähig sei, daß sie mehrfach versucht habe, ihren Vater zu vergiften, daß sie denselben wiederholt sehr krank gemacht, wie auch fürzlich den Oberst; und wenn Agathe auch nicht einmal eine Vermuthung anzugeben mußte über die Art, wie die Gräfin sich die an sich keineswegs tödtlichen oder gesundheitsgefährlichen Mittel verschafft, so blieb sie fest bei den von ihr besapneten Thatgeschäften.

Das Resultat dieser lothspieligen Konsultation war nur ein negatives. Die Aesre hatten keine Spuren von geistiger Störung entdeckt.

Der Baron suchte die Aesren, machte ein betäubtes Gesicht und schwieg. Er wußte es besser.

Aber Gräfin Beatrice hatte nicht umsonst einen Freund und Ritter wie Albrecht. Er hörte nicht auf, sie zu mahnen, daß nur ihre Willenskraft sie völlig rehabilitiren könne, und immer nach solchen freundlich ermunternden Irrsinn schüttelte sie die Mähdigkeit ab, um sich ihre Stellung im Leben neu zu begründen. Sie blinzte täglich mehr auf, ihr Gang wurde elastischer und ihre Schenkel verlor sich.

Es war ein herrgeräucherter Anblick, die zarte, liebrende Frau und das in voller Zugschöne blühende Mädchen neben einander zu sehen, einander in nichts ähnlich, als in dem sympatischen, freundschaftlichen Einverständnis, welches sie zu einander zog.

Agnes so schlank, kräftig und gesund, mit dem offenen, freundlichen Blick, und Beatrice so zierlich und zart, so ernst und gleichsam nur jagend die ungenohnte Freude empfangend.

Ihr Bild, seines Bilds mit dem Wirtinentrage, hing jetzt auf eine Anrede von Agnes in einem Kabinett neben ihrem Zimmer.

Es war am zweiten Sonntag nach Heiners Verschwinden. Aesstor v. Laar kam morgens mit Laßberg herausgefahren, um zu melden, daß man von London aus dem Klädling auf der Spur zu sein habe, eine Fremdenbotschaft, die den Baron wahrhaft elektrisirte, denn die Angst, sein Geld zu verlieren, drückte ihn jetzt tiefer nieder, als er sich merken lassen wollte.

Er lud die Herren zu Tische und beide nahmen verzünftig an. Herr v. Albrecht, der jetzt fast täglich, wenn auch oft nur fünf Minuten, kam, hatte ebenfalls zugesagt. Der Medizinalrath

war mit seiner Gattin geladen. Das Wetter war sommerlich schön und zum ersten male nach so langer Zeit sollte nun Beatrice in einem größeren Kreise die Wägen spielen.

Sie sah reizend aus in ihrem schwarzen Seidenkleide; ihre Wangen glühten vor heimlicher Aufregung und Selbstüberwindung, denn viele Menschen machten ihr noch immer Vieles.

„Komm her, Beatrice, ich habe ein Blumen gebolt; sieh! willst du diese reizende Marischall-Niel oder die La France?“ Agnes trat zu ihr in einem schlichten weißen Kleide, wie sie es oft und gern trug.

Die Gräfin lächelte, hielt erst die gelben, dann die rothen Rosen dem jungen Mädchen an und wählte dann für sich die gelbe. „Dir sieht die rothe besser, Schag!“ sagte sie, und beide hielten einander. Dann kamen die Gäfte. Wie war der Park, auf den man in der allerletzten Zeit auch etwas mehr Sorgfalt verwendete, schöner gewesen, als zu dieser Jahreszeit, wie die zahllosen Büsche die Wägen fast erdrückten zu wollen schienen. Der Jasmin, die Klasse, die ganze wundliche Reihe der anderen Rosengefährten dufteten darin, die blühenden uralten Linden gaben Schatten und Kühle vor der Sonne, Berge von schlichten Erdbeeren prangten auf der reich geschmückten Tafel.

„Es ist wirklich nicht zu denken, daß wir hier bei einem Wirtse sind, denn soeben Hunderttausende geloschlen wurden,“ flüsternte die Medizinalrathin ihrem Gatten zu.

Die Stimmung bei Tisch war eine festlich heitere. Um Gräfin Beatrice drehte sich alles, sie war der Mittelpunkt. Jeder bemühte sich, ihr Lobes zu erweisen, sei es auch nur mit einem Blick, einem Lächeln, und sie lächelte das mit warmer Freude.

Nur der Baron verhielt sich ihr gegenüber, wie jetzt immer, höflich, aber kühl; für seine Gäfte hatte er aber das alte soziale Lächeln, und dies wurde immer strahlender, je mehr er sich angeregt fand.

Agnes hatte ihren Platz zwischen den beiden Juristen Beatrices Nachbarn waren der Medizinalrath und Herr v. Albrecht, und es kam Agnes vor, als ob der letztere jetzt weniger heiter aussähe, als sonst.

War es, weil Beatrice durch den alten Herrn sehr in Anspruch genommen wurde?

Zum ersten male drängte sich Agnes der Gedanke auf, daß Albrecht's Interesse für die Gräfin ein tieferes sein könne. Und mit diesem Gedanken, der ihr wie ein Blitz kam, zog sich ihr Herz krampfhaft zusammen; ein dumpfer, unklarer Schreden erfüllte sie und zugleich das Bewußtsein, daß sie sich nichts merken lassen dürfe.

Sie ging lebhafter auf die Unterhaltung ihrer Tischnachbarn ein; Herr v. Laar konnte sehr angenehm sein, er sprach amüsan und sesselnd und ihre heutige lebhaftere Theilnahme steigerte diese Unterhaltungsgabe noch. Auch Agnes' Wangen glühten bald in tieferem Roth, ihre Augen begannen zu strahlen und zu funkeln, je mehr die geheime Aufregung in ihr wuchs und diese nahm zu, je düstere die Wolke auf Albrecht's Stirn wurde, den Beatrice heute in der That etwas vernachlässigte.

Witunter richtete er Blicke auf Agnes, welche diese fragten: Was geht denn vor? Was habe ich gethan, daß man mich fast übersehen? Dann hatte sie Mitleid mit ihm, trotzdem ihr eigenes Herz weh that.

Er war sich in eine lebhafter Unterhaltung mit dem Aesstor Laßberg; so gewann Laar das Recht, sich allein seiner Nachbarn widmen zu dürfen und er nahm dasselbe mit freudigster Gungthung in Anspruch.

Später wandte Beatrice sich Albrecht wieder zu. „Zitrenn Sie nicht, daß ich Sie zu vergessen schien,“ bat sie in ihrer bescheiden herzlichen Weise.

Er lächelte triibe, seine Augen blickten nicht heller und als sie dann länger mit ihm sprach, sah Agnes doch wieder, daß Herr v. Albrecht forschend nach ihr herüber sah.

Es war kein Zweifel, er sühte sich verstimmt; aber außer ihr selbst, sagte sich Agnes, bemerkte es eben niemand.

Man nahm den Kaffee im Garten und während die Aesstern am Tische blieben, waren Beatrice und Herr v. Albrecht, Agnes und Herr v. Laar in der langen Allee auf- und abgegangen.

Eine zitternde Unruhe hatte Agnes ergriffen und sie wußte doch nicht warum. Es drängte sie, Beatrice und Albrecht aufzusuchen, und sie ging doch nicht. Es war ihr als sollte sie aufsuchen, welches Gefühl sie dazu trieb und welches andere Gefühl sie wieder zurückhielt.

Es war sie in den Besetzungsgängen weiter gegangen, als sie plötzlich vor Agathe stand, die bei ihrem Anblick heftig zu erschrecken schien.

Aus ihren großen, dunklen Augen überflog Agnes dann ein forschendes, gleichsam forschendes Licht, der keineswegs zu dem momentanen Erschrecken paßte, auch schien sie unentschlossen, ob sie gehen oder Agnes anreden dürfe.

„Vielleicht sind Sie der Gräfin begegnet?“ fragte Agnes, um nur irgend etwas zu sagen.

„Ja, ich sah sie von fern, an des Herrn Baumeisters Arm gehend.“ Und wieder sühte Agnes Agathens bohrenden Blick. Ja, es war ihr, als habe die Frau sie durchschaut, dann sie fragte wie zu sich selbst: „Ich dachte, es sei ein Brautpaar!“

Welche Impertinenz! Und Agnes hatte nicht einmal die Kraft, sich dagegen zu wehren. — Agathe verneigte sich und ging. — Sie trümpfte.

„Wie — ein Brautpaar!“

Die Hüfte hätten Agnes nicht weiter getragen, so erschrocken war sie.

Da — Stimmen! Sie waren es. —

Aber Beatrice ging nicht an Herrn von Albrecht's Arm; sie sprach lebhaft zu ihm, der kopfschüttelnd nicht zu glauben schien, was sie ihm sagte, dann legte sie ihre Hand auf seinen Arm, wie um ihn aufzubalzen, sagte wieder etwas und dann flog ein formenloser Ausdruck, ein Lächeln über sein Gesicht.

Er nahm ihre Hand und küßte dieselbe mit großer Wärme. Agnes legte unwillkürlich ihre eiskalten Finger vor die Augen. Als sie dann nach einer Weile langsam aufblickte, waren die Beiden nicht mehr zu sehen. Still und blaß ging sie dem Schlosse zu. Man hatte sie schon vernimmt und rief ihren Namen.

„Nur nichts merken lassen!“ dachte sie, blieb stehen, rieb sich die Wangen mit ihrem Taschentuche roth, zwang ein Lächeln auf die Lippen und trat mit einem Scherz in den ihrer wartenden Kreis, aus dem Herr v. Laar ihr schon entgegen eilte.

Bunte Zeitung.

• Ein verlagter König. Unter dieser Ueberschrift veröffentlichen der „Wör“ folgende interessante Erinnerung: Friedrich Wilhelm III. von Preußen bestellte sich vor einer Andereise nach Leipzig für eine seiner Wohnzimmer bei einem geschickten Tischler ein vollständiges neues Wohngeräth von Mahagoniholz. Als er zurückkam, war alles, Schreittisch, Kommode, Tische und Stühle fertig. Aber die Rechnung dünkte dem spaniam König zu hoch, und er gab durch den Hofmarschall dem Tischler seinen Mißmuth darüber zu erkennen. Der Meister versicherte hoch und heuer, er habe nicht mehr angelegt als recht und billig sei, aber Friedrich Wilhelm III. hatte nun einmal, die unglückselige Meinung, daß er alles theurer bezahlen müsse als jeder andere, und weigerte sich entschieden, zu bezahlen. Da der Tischler das Geld, welches er notwendig brauchte, nicht erhielt, so blieb ihm nichts weiter übrig als — ein ganz unerhörter Fall — den König beim Kammergericht zu verklagen. Dasselbe ließ die Rechnung unteruchen und jedes einzelne Stück von vertheidigten nachkundigen Taxatoren abschätzen. Und siehe da! Die Abschätzung fiel höher aus, als die angelegte Rechnung des Tischlers meihers betrug, und dieser gewann also den Prozeß. Der König ließ ihn rufen, sollte ihm die ganze streitige Summe aus und sagte in mildem Tone: „Die Rechnung kam mir allerdings zu hoch vor, ich habe mich aber darin geirrt. Das Kammergericht hat gegen mich und für Sie entschieden. Sie sind ein braver, geschickter und redlicher Mann, — sollen sernerhin für mich, so lange ich lebe, arbeiten!“ Und so geschah es auch.

• Das Löbelbegabniß der Garde-Neimenter. Man schreibt uns: Wenn man am letzten Mandovertage oder auch nach bedeutendem Mandovoren einen Grenadier fragt: „Wo haben Sie Ihre Wölfe begraben?“, dann überzieht auch das mürrischste Gesicht des Grenadiers ein freundlich lächelndes, daß man wohl alle bezüglichen Fragen so bereitwillig Antwort, daß man wohl meint, wie tief und wie freudig er von der seltsamen Cerimonie bewert worden ist. Hat ein Garde-Regiment im großen Herbstmanöver das letzte Bivak bezogen, und die Feldwachen ein-

gerichtet und die Werposten aufgestellt, dann entlastet sich in dem Lager ein Leben, so heftig und so mannschaftig, daß man es nur mit dem allergrößten Interesse betrachten kann. Jede Wache werden aufgeschloßen, Nachtweiser und Lagerplätze eingerichtet, Kochlöcher gegraben, in denen bald in langen Reihen von Feldkesseln das harte Mittagssmahl der Grenadiere und bald darauf das Kaffee-wasser brodeln, die Markteender rüsten sich zum Abendgchloß, und man muß taunen, wie reich und vielseitig ihre Vorkäufe sind. Die Mannschaften haben abgeloßt und abgelenkt, zwischen den Reihen der Grenadiere hindurch die hemaldrigen Kaffee-mühlen und bald schwebt der köstliche Kaffee durch über dem Lager. Durch die aus langen Reihen Gemeinpramiden gebildeten Angassen marichirt die Regimentsmusik nach irgend einer kleinen Unterage, auf welcher eine Batsillionskafte aufgestellt, und bald hingen von hier aus ihre Weisen über das Lager. Eine Duvetteer fängt an und dann folgen die Nummern des Lagerkonzertes, so prompt, als ob die Musik in einem bestimten Konzertsaal spielte. Ein Balzer eröhnt, und dann hallen die ersten Töne über das Feld, da schlingen die Grenadiere, die Mühdigkeit verfassend, schon auf fünf, sechs Tansplätzen die lustigen Reigen. Die Markteender-Damen werfen schmeüchtige Blicke nach den Tansenden, dürfen aber nicht mitmachen; Offiziere, Soldaten und Mandovorbummel gruppieren sich in zwanglosem Durcheinander um die Musik, bis der Chor: „Das Köffel begabniß!“ erkallt und wie ein Handruch eine wunderbare Bewegung in die aufstehende Menge bringt. An der Gvange des Vorworts haben sich die Reiter in aller Stille gesammelt und sie kommen nun amarschirt in Reih und Glied, wie zur Parade. Voranf der Kommandeur mit seinem Adjutanten, beide mit Markteenderberden beritten gemacht. Sie führen lange Holskühner und tragen Schwärpen von Stroh. Hinter ihnen trägt ein Grenadier auf einer langen Stange einen Strobbaum mit Papiergallert, in der einen Hand eine Glucke, in der andern einen Vögel. Das ist die dreifährige Dienstzeit, die nun, nachdem sie überstanden und ihren Schweden verloren hat, zum Strobbaum geworden ist. Und hinter diesem kommt das Banner der Reiter: eine mächtige, hohe Stange, oben ein Duerstüd, von dessen Enden keinen schräg zur Stangenspitze

